

Destruktion und Intervention – von den Möglichkeiten der Geschichtspolitik

Im Vorfeld der Konferenz *History is Unwritten* im Dezember 2013 in Berlin wurden in mehreren Ausgaben des *ak* geschichtspolitische Positionen entwickelt, die sich intensiv mit den Fragen und Aufgaben linker Geschichtsschreibung auseinandergesetzt haben.¹ Der Debatte voraus ging der Sammelband *Zwischen Ignoranz und Inszenierung*,² den einige der InitiatorInnen der Konferenz verfasst haben. Glaubt man den veröffentlichten Kommentaren, traf auf der Konferenz aktivistische Geschichtspolitik auf akademische Reflexion. Über Qualität und Folgen dieses Aufpralls gehen die Ansichten auseinander. Offenkundig trat der Widerspruch auf der Konferenz eher zutage, als dass er bearbeitet wurde – eine Art Zwei-Welten-Phänomen: begriffliche und theoretische Arbeit *versus* geschichtspolitische Intervention.³

In diesem gesamten Kontext wurde über die Form und die Modalitäten linker Geschichtsschreibung diskutiert. Eine ebenso seltene wie lohnende Diskussion, zu der wir als geschichtspolitisch aktive Publizisten unseren Teil beitragen möchten.

¹ Diese Artikel wurden noch einmal in einer kleinen Broschüre publiziert: *History is Unwritten. Beiträge zur Debatte um linke Geschichtspolitik in ak, analyse & kritik*, Sonderbeilage, Winter 2013.

² Henning Fischer / Uwe Fuhrmann / Jana König / Elisabeth Steffen / Till Sträter, *Zwischen Ignoranz und Inszenierung. Die Bedeutung von Mythos und Geschichte für die Gegenwart der Nation*, Münster 2012.

³ „Der deutliche spürbare Gap zwischen Vorträgen und Workshop hätte größer kaum sein können, so ergaben sich leider kaum Bezüge und fortlaufende Diskussionen. Ironischer Weise wurde dadurch – ohne eine tatsächliche Problematisierung – deutlich gemacht, wie schwierig ein Zusammenbringen von linkem Aktivismus und Akademie sein kann. [...] Deutlich wird: Es mangelt an kollektiven Plattformen und

Dieser Text gliedert sich in drei Abschnitte. Zunächst steht der Begriff des Mythos im Mittelpunkt. Maßgeblich geht es um die Frage, ob eine an der Zerstörung der mythischen Nationengeschichte interessierte Geschichtsschreibung zugleich Mythen für linke Genererzählungen liefern darf oder soll. Wir legen dar, was wir als den Kern dieses Widerspruchs verstehen und warum er nicht aufzulösen ist.

Neben das Problem, welches Verhältnis denkbar ist zwischen der notwendigen Destruktion des Mythos und dem Linkssein mit seinen identitären Anteilen, dem Verlangen nach Tradition und Verortung in der Geschichte der Dissidenz, tritt die Frage nach den Modellen kritischer Geschichtswissenschaft. Im zweiten Abschnitt werden, aufgeteilt in fünf Unterkapitel, diesbezüglich einige Aspekte erörtert: Erfolg und Integration, Dekonstruktion *versus* Destruktion. Weiter: Welche Vorstellungen von Geschichte und von Zeit liegen der linken Geschichtsschreibung zugrunde? Welchen Methoden der Darstellung vertraut sie? Wer sind die AkteurInnen?

Verklammert mit Geschichtspolitik und Mythoskritik scheint das Verlangen nach einer Utopie. Der letzte Abschnitt des Textes diskutiert daher den Zusammenhang zwischen Geschichte und Utopie mit Bezug auf einen Text von Walter Benjamin. Unter Rückgriff auf ein benjaminisches Verständnis plädieren wir dafür, nicht mit einem strategisch platzierten Utopiebegriff die Leere inmitten der Idee der Befreiung zu füllen.

Mythos

Keine Nation stellt sich als Verwaltungseinheit, als historisch kontingent entstandenes Territorium dar, jede stellt sich als historische Einheit vor, die Achtung und Ehrerbietung verlangen darf (und

Strukturen geschichtspolitischen Engagements, in denen es Raum zum Weiterführen von Diskussionen und der Umsetzung von Ergebnissen gäbe.“ Johannes Spohr, Geschichte von unten, ganz oben. Ein Bericht zur Tagung „History is Unwritten“ in Berlin, 6.–8. Dezember 2013, [<http://www.preposition.de/2013/12/12/geschichte-von-unten-ganz-oben/>].

Opfer). Konstitutiv für diese Überhöhung ist, dass das politische Gemeinwesen Staat mit irgendetwas Vorpolitischem – Volk, Ethnie, kulturelle Gemeinschaft, Sprachgruppe – zur Deckung kommt beziehungsweise aus ihm erwuchs und ihm nun Ausdruck verleiht. Dass es daher für die Frage der Zugehörigkeit nicht nur willkürliche, sondern natürliche Antworten gibt.

Vertrackt wird die Sache dadurch, dass die Praxis der Nation und des Nationalismus – die ideologische und institutionelle Befestigung einer über die Verwaltungseinheit hinausweisenden Größe – Züge jenes Partikularen erzeugt, die sie voraussetzt. Wer garantiert Eigentums- und Erbrecht, und damit das einzige Leben über den Tod hinaus? Was dauert über Generationen, sofern keine Sezession dazwischen kommt? Schwerlich wird man dem / der NationenbürgerIn Unvernunft und Schwärmerei vorhalten können. Es ist dieser Staat und kein anderer, der den empirischen BürgerInnen den Rahmen der Existenz, das ist der Glückssuche setzt. Und wenn die Ordnung ausgehebelt zu werden droht, wenn die Rentenkassen geplündert, das Geld entwertet und die Front bestückt wird? Wenn die Nation enger zu schnallende Gürtel ausgibt? Gerade dann, wenn die „vorgestellte Gemeinschaft“ (Benedict Anderson) offensichtlich zur Gemeinschaft des Ressentiments geworden ist, scheint es keinen Weg heraus aus der Identifikation mehr zu geben. Die Opfer, die abgepresst werden – desto entschiedener, je weniger einer hat –, sind mit ein bisschen Teilhabe an Größe und Geschichte leichter zu ertragen.

Was also ist der Mythos der Nation? Dass einfachen Zwecke höhere Weihen verliehen werden? Dass die Geschichte von Krieg und Gewalt als Geschichte von Volk und Kultur erzählt wird? Dass ohne die Praxis der Ein- und Ausschließung niemand wüsste, was es ist oder ausmacht, wo er da zugehörig sein soll? Oder ist mythisch inzwischen die Vorstellung zu nennen, die Kritik der Nation würde irgendetwas an deren Bestand ändern, und zwar nicht nur in all ihren Apparaten, sondern auch in den Affekten der größten Zahl ihrer BürgerInnen?

Im Normalbetrieb formiert eine Nation historische Ereignisse und soziale Konfrontationen zur Nationengeschichte, das heißt sie ordnet sie an, lässt Ambivalenzen verschwinden, sorgt für klare Frontverläufe und erzählt von den Veränderungen und Umbrüchen mit Hilfe der bekannten Figuren AufrührerIn, LenkerIn, MärtyrerIn, VerräterIn und so weiter. Die Nationengeschichte verbindet Vergangenheit und Zukunft, ohne Bewusstsein und Begriff für die Gegenwart. Verschiedene Wissensbestände und unterschiedliche Erfahrungen werden auf ein Gemeinsames bezogen, so dass eine Schicht von Evidenzen den Mythos abdeckt. Dass der deutsche Nationalismus (der hiesige Modus der Fortschreibung nationaler Geschichte) so widerlich ist, resultiert aus den spezifischen Verhältnissen, die zur geschichtlichen Einheit zu fügen ihm aufgegeben ist. Mag die Geschichtsdarstellung immer den skizzierten nationalen Erfordernissen entsprechen, so hat sie doch nur selten die Aufgabe, die Rechtsnachfolgerschaft der Vernichtungspolitik ansprechend zu erzählen.

Die nationalen Erzählungen sind nicht starr, sie verfügen über Anschlussstellen für Neuerungen und Ergänzungen, sind „wandelbar und integrativ“.⁴ Vor allem aber bieten sie Anknüpfungspunkte für die Leidenschaften, die zu entfachen nicht ihre geringste Aufgabe ist. Der Mythos ist wirkmächtig, weil er Zugehörigkeit formalisiert, Rituale erzeugt und Gemeinschaft erleben lässt: das erhebende Gefühl vor der wiedererbauten Kirche, die tiefe Gewissheit angesichts der sonoren Entschiedenheit des präsidialen Redners. Die Teilhabe fußt jedoch darauf, dass sie sich nicht als Glaubensakt oder Götzendienst versteht. Hier kommt die Geschichtswissenschaft ins Spiel, denn wohl gibt es den Überschuss der Form – Gefühl und Stimmung –, aber die nationale Erzählung ist abhängig von einer einigermaßen konsistenten, widerspruchsfreien Anordnung ihrer Elemente.⁵ Da die Anforderungen geschichtswissenschaftlichen Arbeitens nicht immer störungsfrei mit denen der nationa-

⁴ AutorInnenkollektiv Loukanikos, *Mythos und Nation*. Zur Methode dieses Sammelbands, in: Fischer u. a., *Ignoranz und Inszenierung* (wie Anm. 2), S. 11.

len Geschichtsschreibung überein zu bringen sind, kann es zu Friktionen kommen. Gerade die zurecht geschneiderten Fakten, die inkorrekten Folgerungen und angestregten Verknüpfungen vermögen den Aufklärungsfuror zu stimulieren. Nicht dass die Geschichte falsch dargestellt wird, ist die Herausforderung – wo gäbe es keine Fehler, Missgriffe und Irrtümer? –, sondern dass sie zweckdienlich falsch dargestellt wird und zudem die zweckdienliche Falschheit massenhaft affektiv besetzt wird.⁶ Dass sich die Selbstgewissheit aller nationalen HetzerInnen auf verbreitete Narrative stützen kann, ebenso wie die Rührseligkeit der sich zum Opfer stilisierenden NationenbürgerInnen, macht doppelt rasend – von der Sache her und wegen der mächtigen Deckung, die sie erhält.

Mythen haben eine funktionale Geschlossenheit, eine Struktur, die gleichsam vorempirisch existiert und in die bestimmte Geschichtsbestandteile eingearbeitet, auf die markante historische Ereignisse ausgerichtet werden, wodurch ein Sinn fixiert wird. Geschichtsschreibung zu kritisieren heißt diesbezüglich nicht nur, mythische Setzungen als unwahr zurückzuweisen, sondern ihrer spezifischen Funktionalität nachzuspüren: im erzeugten Sinn das Abgründige aufzuspüren, in den Heilsbotschaften der populären Fernsehspiel-Erzählungen das kommende Unheil zu antizipieren.

Kontrovers diskutiert wurde die Frage, welche Implikationen eine Kritik des Mythos für linke Zusammenhänge hat. Auch marginalen kritischen Positionen stellt sich die Frage nach dem Gegenarrativ, dem anderen Bild. Die Methoden und Quellen, die es ermöglichen zu zeigen, wie es nicht war, ziehen Folgerungen nach sich und implizieren eine neue Darstellung. Mit der Dekonstruktion nationaler

⁵ Was die Konsistenz gefährdet, wird „glattgebürstet“ – der hegemoniale Diskurs beruht diesbezüglich auf „Homogenisierungen, Glättungen und Ausblendungen“. Ebd., S. 25.

⁶ „Zweckdienlich“ ist in diesem Zusammenhang ein Reizwort. Es behauptet nicht die Existenz eines nationalen Masterplans, sondern meint die kalkulierte Reproduktion vorhandener Stereotype und Ressentiments, sei es im Dienst der Parteipolitik oder der Einschaltquote. So oder so provoziert es immer neu die Identifikation.

Mythen, so wurde postuliert, gerate zugleich die „klassische linke Gegenerzählung“ in die Kritik, „die sich von ebenjener Erzählung strukturieren lässt, die sie bekämpfen will. Die das Geschehen ebenso ambivalenzfrei zurichtet, um Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als geschlossenen Gegensinn zu erzählen.“⁷ Nur die nationalen Gehalte würden unterlaufen, die „eigene“ Erzählung bediene sich abermals mythischer Strukturen, um für Mobilisierungszwecke tauglich zu sein.

Aus der Perspektive der Theorie lautet die zugrundeliegende Frage: Bleibt die Aneignung der Geschichte im Modus sinnhafter Erzählungen nicht einem Begriff von Politik verhaftet, bei der Staat und Volk als historische Akteure so unangefochten bleiben wie zentrale geschichtsphilosophische Prämissen (zum Beispiel die Idee des Fortschritts)? Aus der Perspektive des politischen Aktivismus sieht das ganz anders aus: Brauchen „wir“ im Kampf gegen einen übermächtigen Staat, der einem historisch siegreichen Kapitalismus vorsteht, nicht alles, was zu mobilisieren vermag: Gegenerzählungen, Traditionen und Ikonen, also auch linke Mythen?

Lassen sich diese Perspektiven vermitteln?⁸ Wie der Geschichte gerecht werden, ohne sie auf „Passform zu bringen“?⁹ Alle politischen AkteurInnen gebrauchten „die Geschichte zur Sinnstiftung“ sowie „als Fundus für Symbol- und Identitätspolitik“, heißt es beim Loukanikos-Kollektiv, es hätte „dramatische politische Folgen, wenn die Linke sich auf ein stilles Zwiegespräch mit der Geschichte zu-

⁷ Cornelia Siebeck, Das „Ende der Geschichte“ angreifen?!, in: History is Unwritten (wie Anm. 1), S. 4.

⁸ Dass es dem AutorInnenkollektiv um eine Vermittlung zwischen Dekonstruktion und Intervention zu tun ist, hat Jens Renner im Rahmen der Debatte festgestellt. Die Synthese zwischen den zwei Perspektiven des politischen AktivistInnen und des Historikers in Sachen „emanzipatorischer Geschichtspolitik“ sei, so resümiert er, jedoch schwach ausgefallen. Gegen die Formel von der kritisch-solidarischen Haltung sei nichts einzuwenden, aber konkret bleibe offen, wo das in welcher Weise angebracht sei. Vgl. Jens Renner, Antworten, die neue Fragen aufwerfen. Eine Replik auf das AutorInnenkollektiv Loukanikos, in: History is Unwritten (wie Anm. 1), S. 12.

rückziehen würde.“¹⁰ Im Gespräch mit Cornelia Siebeck wird dagegen betont, dass die „Herstellung oder Verstärkung einer kämpferischen Identität mittels passender Vergangenheitsbezüge“ die Gefahr berge, „dass Ambivalenzen, Widersprüche und Brüche geglättet oder eliminiert werden“.¹¹ Gibt es selbstkritische Strategien historischen Erzählens, die die mythische Funktion der Geschichtserzählung (mit)thematisieren, und was bedeutet in diesem Zusammenhang eigentlich Gegenerzählung?

Der hier umrissene Widerspruch lässt sich nicht aufheben, denn er ist die Folge der Anstrengung, in den falschen Verhältnissen das Richtige tun zu wollen. Jede Konfrontation, jede bewegungslinke Intervention bedient sich Vereinfachungen – gut / böse, wir / sie –, die im Kern mythisch sind. Ambivalenzen zu vereindeutigen, ist eine notwendige Voraussetzung, um handlungsfähig zu werden. In der Konstituierung des Wir der Mobilisierung – tausendfach vollzogen in Bewegungen, Subkulturen, Zentren und so weiter – werden die Schwankungen der realen politischen Gemeinsamkeiten im Zuge der entfesselten Dynamik und einem aus der alltäglichen Vereinzelung resultierenden Verlangen nach Gemeinschaft kompensiert. Das Wir einer Bewegung partizipiert an den Simplifizierungen und Mystifikationen einer vorgestellten Gemeinschaft. Es stellt Forderungen an das Engagement jedes/r Einzelnen, markiert die Grenze zwischen Innen und Außen (zum Beispiel durch exemplarischen Ausschluss) und stellt eine Verbindung zum „Sinn des Lebens“ her durch den Bezug auf übergreifende geschichtliche Prozesse. Fast automatisch werden historische Konstellationen in die Programmatik der Bewegung einbezogen und unterliegen damit auch den Forderungen einer für die Konfrontation tauglichen Handhabbarkeit.

⁹ AutorInnenkollektiv Loukanikos, Trotz Stalin, Knopp und alledem. Abschlussbeitrag zur *ak*-Debatte um linke Geschichtspolitik, in: *History is Unwritten* (wie Anm. 1), S. 18.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Cornelia Siebeck, Wir brauchen keine linken Mythen. Perspektiven einer kritischen Gedächtnispolitik. Ein Gespräch mit dem AutorInnenkollektiv Loukanikos, in: *History is Unwritten* (wie Anm. 1), S. 9.

Dies ist kein Aufruf, zukünftig auf politische Aktionen zu verzichten. Jede Kritik der Identitätspolitik hat zu berücksichtigen, dass die sich den Widersprüchen der politischen Praxis aussetzenden Subjekte nicht frei über ihre Optionen verfügen können. Die Setzung eines Wir, samt der dichotomen Struktur, ist der intendierten Konfrontation adäquat. Daher bringen es die gegebenen politischen und sozialen Bedingungen, unter denen linke Praxis stattfindet, mit sich, dass – identitätspolitisch vermittelt – mythische Strukturen der Geschichtserzählung auch aus kritischer Perspektive reproduziert werden. Der Aufruf, nicht „nach den gleichen Spielregeln“ zu spielen, Vergangenheit und Gegenwart nicht „aus einem Identitäts- und Traditionsbegehren heraus in Einklang zu zwingen“,¹² legt nahe, dass man die mythischen Strukturen vermeiden kann. Zwingender als ein Appell an dieser Stelle erscheint es, das Verhältnis von Aktivismus und Reflexion selbst zum Gegenstand der Theorie zu machen. Das kämpferische Begehren hat sich bereits für mythische Erzählfiguren geöffnet. Gerade weil es nicht zu vermeiden ist, dass „ein kämpferischer Vergangenheitsbezug in Mythenproduktion umschlägt“, geht es darum, „den Moment nicht zu verpassen“,¹³ in dem das geschieht. Die Anerkennung einer Spannung zwischen mythenkritischer Destruktion und notwendig ein mythisches Moment beinhaltender linker Praxis wird dann produktiv sein, wenn diese Spannung weder bestritten noch moralisiert wird.¹⁴

¹² Ebd.

¹³ Ebd., S. 10. Es handelt sich um eine dieser Konstellationen, aus denen es kein Entkommen gibt. Das gilt natürlich auch für Loukanikos: Wenn emphatisch festgehalten wird, es habe immer Kämpfe für eine bessere Welt gegeben (vgl. ebd., S. 9) dann befinden wir uns sofort im materialistischen Nirgendwo. Welche „bessere Welt“? Diese geteilte Vorstellung des „Besseren“ jenseits aller sozialen und politischen Differenzen partizipiert selbst an einer mythischen Figur.

¹⁴ Zunächst aber – das hat auch die Debatte im *ak* gezeigt – ist es offenkundig nicht wahr, dass „wir“ keine linken Mythen brauchen. Darauf insistiert ein nach dem proklamierten Ende nachgeschobener Beitrag, der sich mit Bezug auf soziale Bewegungen (in den USA) affirmativ zur Rolle und Funktion von Mythen äußert. Vgl. Max Lill, Die Melodie des Dr. Martin Luther King. Die US-Bürgerrechtsbewegung politisierte die Gegenkulturen und rückte Musik ins Zentrum einer historischen

Denn es gibt ja noch einen anderen Aspekt des Zusammenhangs zwischen politischem Kampf und kritischer Geschichtswissenschaft: „Ein Bedürfnis, das Vergangene im Gegenwärtigen zu erkennen, kann nämlich einzig durch Erfahrung der Gegenwart erzeugt werden. In solcher Erfahrung erwirbt jede Generation ihr historisch Besonderes, ihre Individualität.“¹⁵ Erst eine bestimmte, an Formen der Selbstreflexion angelehnte politische Praxis ermöglicht, Erfahrungen zu machen und Wirklichkeit auf den Begriff zu bringen, erzeugt mithin ein Verständnis von Geschichtlichkeit, das historische Erkenntnis denkbar werden lässt. Der Mythos kommt dagegen ohne ein Verständnis von Geschichtlichkeit aus, seine Figuren sind stereotyp, seine Charaktere austauschbar. Ohne Subjekte, die sich in Situationen begeben, in denen sie Erfahrungen machen können, findet die kritische Geschichtswissenschaft keine RezipientInnen. Daher ist es ernst mit der Dialektik von politischer Intervention und kritischer Geschichtspolitik: unablässig enttäuscht voneinander, aber aufeinander verwiesen.

Zur Arbeitsweise

1. Anerkennung

Eine der Intentionen unseres Buch über Reinhard Strecker, über die Latenzzeit der 68er-Bewegung und die Aufarbeitung des Nationalsozialismus in der Bundesrepublik war es,¹⁶ die Behauptung einer gelungenen Aufarbeitung zurückzuweisen. Gemeinhin werden die 1950er Jahre als notwendige Zeit des Beschweigens beziehungs-

Umwälzung, in: *History is Unwritten* (wie Anm. 1), S. 20–22.

¹⁵ Detlev Claussen, *Grenzen der Aufklärung. Zur gesellschaftlichen Geschichte des modernen Antisemitismus*, Frankfurt am Main 1987, S. 10. Endlich damit aufhören, sich erinnern zu müssen – so fährt Claussen 1987 fort, – ist im Land der Täter weit verbreitet, aber nicht auf es beschränkt.

¹⁶ Gottfried Oy / Christoph Schneider, *Die Schärfe der Konkretion. Reinhard Strecker, 1968 und der Nationalsozialismus in der bundesdeutschen Historiografie*, Münster 2013 (zweite, korrigierte Auflage 2014).

weise Verdrängens der Nazi-Gräuel dargestellt, bevor dann um die Jahrzehntwende 1959/60 zunächst auf kulturellem, dann aber auch auf politischem und juristischem Gebiet eine Aufarbeitung einsetzte, der heute Vorbildcharakter attestiert wird. Diesem psychologischen Geschichtsbild – Verdrängung, Aufarbeitung, Heilung – setzten wir zunächst die Erfahrungen Reinhard Streckers entgegen, der als eine der wenigen Personen in dieser Zeit Aufklärung über den Nationalsozialismus und die Nachkriegskarrieren seiner Akteure in der Bundesrepublik betrieb. Nach Recherchen in osteuropäischen Archiven hatte er gemeinsam mit einer kleinen Zahl von MitstreiterInnen gegen viele Widerstände eine Ausstellung von Beweisdokumenten zur Täterschaft von BRD-Juristen kreiert: die Ausstellung „Ungesühnte Nazijustiz“. Sie dokumentierte jene konkreten Taten, Täter und Karrieren, die im allgemeinen metaphysisch-schwelgerischen Schuldiskurs untergingen. Dies in einer mimetischen Geste zu würdigen, war uns ebenso wichtig, wie die Ambivalenzen in der Frage des politischen Erfolges der Ausstellung zu thematisieren. Die Nationengeschichte hat inzwischen die frühen Aufklärungsbemühungen, die damals massiv von staatlichen Institutionen bekämpft wurden, in die große Erzählung aufgenommen – auch hier wurden Widersprüche „glattgebürstet“. Historische Akteure, wie Reinhard Strecker, sind der späten staatlichen Anerkennung ihrer Aktivitäten indes nicht immer abgeneigt – und das ist keineswegs ein Vorwurf. So finden Strecker und die „Ungesühnte Nazijustiz“ beispielsweise eine positive Erwähnung in der Ausstellung „Im Namen des Deutschen Volkes. Justiz und Nationalsozialismus“ des Bundesministeriums der Justiz von 1989, die dort heute noch als Dauerausstellung zu sehen ist. Er selbst hat die Ausstellungsmacher mit Material und Informationen versorgt. Auch in der Rezeption unserer Arbeit schien die Thematik der Anerkennung wieder auf. Wir wurden von einem politischen Aktivisten gefragt, ob wir eine Initiative für die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes an Reinhard Strecker unterstützen würden. Hier stellt sich die auch vom AutorInnenkollektiv Loukanikos aufgeworfene Frage nach dem politischen Ziel,

nach der Messbarkeit der Erfolge geschichtspolitischer Initiativen. Dem Wunsch nach einer Geste der Anerkennung für politisch engagierte Personen, die über den Nationalsozialismus und vor allem über sein Nachwirken aufklärten, als niemand davon etwas hören wollte, steht die drohende Integration dieser Anstrengung in das nationale Aufarbeitungswerk gegenüber. Dass allein schon die Geschichte des Bundesverdienstkreuzes und seiner TrägerInnen dem Ansinnen der Wertschätzung eines Antifaschisten widerspricht, löst das Problem der kritischen Geschichtsschreibung an diesem Punkt nicht. Jede Initiative, die sich heute mit der Geschichte des Nationalsozialismus und seiner Aufarbeitung beschäftigt, muss sich des Einbezugs in die Feier des „Aufarbeitungsweltmeisters Deutschland“ erwehren. Wie dies im Einzelfall geschehen kann, ist nicht pauschal zu beantworten; die Betonung und Kontextualisierung der Widerstände, der eine kritische Form der Aufarbeitung ausgesetzt war, ist nur eine Möglichkeit.

2. Destruktion / Dekonstruktion

Das Changieren zwischen Destruktion und Dekonstruktion von geschichtspolitischen Mythen verweist auf begriffliche Uneindeutigkeiten. Während der Begriff der Destruktion einem benjaminischen Geschichtsverständnis nahe steht (dazu gleich mehr) und auf die Schaffung des Neuen aus den Trümmern des zerstörten Mythos anspielt, ist die Dekonstruktion eine auf Derrida zurückgehende analytische Methode aus der Linguistik, bei der es um die radikale Infragestellung jeglicher Vorannahmen geht, um letztlich alle Begriffe zu destabilisieren. Dieser Ansatz steht in einem engen Zusammenhang mit einem Diskursbegriff, der ein althergebrachtes Verständnis von Materialität auflöst. Er ist gerade im geschichtspolitischen Kontext handhabbar, da er sich durch die Kombination gesellschaftlicher Bereiche, von Ökonomie über Kultur bis hin zu geschriebenem und gesprochenem Wort, sowie aus- und unausgesprochenen Handlungs- und Verhaltensanweisungen, Ritualen und Gesten auszeichnet. Zudem liegt dem Verständnis von Dekonstruk-

tion auch die Einsicht in gesellschaftliche Verhältnisse zugrunde, die kaum die Möglichkeit der Zerstörung grundlegender Mythen zulassen. Herrschaft ist nicht in einem einmaligen revolutionären Akt zu überwinden. Jenseits theoretischer Schulstreitigkeiten ist in der Auseinandersetzung um geschichtspolitische Interventionen zu klären, in welchen Kontexten welcher Ansatz angebracht ist; Antworten sind dabei am politischen Gegenstand auszurichten.

Die Resultate einer Dekonstruktion werden gemeinhin mit der „postmodernen Beliebtheit“ gleichgesetzt, die auch das AutorInnenkollektiv Loukanikos scheut: „Und ist das nicht eigentlich postmoderner Scheiß, die sogenannten kleinen Erzählungen?“¹⁷ Nicht nur aus ihrer akademischen Erfahrung heraus setzt das Kollektiv ein sich unpolitisch oder antitotalitär gebendes Verständnis von Geschichtswissenschaft gleich mit einem spezifischen Verständnis von Postmoderne, das politische Uneindeutigkeit nach sich ziehe. Dem ist entgegen zu halten, dass insbesondere der Ansatz der Dekonstruktion beziehungsweise des Poststrukturalismus, wie ihn etwa Foucault oder in seiner Entstehungsphase als Wegbereiter auch Althusser geprägt haben, in kritischer Auseinandersetzung und im Kontext der Debatten der Neuen Linken (nicht nur in Frankreich) mit dem traditionellen Parteikommunismus und seinem dogmatischen Verständnis von Marxismus und linker Geschichtspolitik entstand. Eben diese linken „großen Erzählungen“ und Welterklärungsformeln waren es, die der herrschenden bürgerlichen Gesellschaft letztlich nichts entgegenzusetzen hatten beziehungsweise sich in Form historischer Kompromisse mit ihr gemein machten und deshalb in die Kritik gerieten.

Während allerdings Althusser noch (marxistische) Wissenschaft als das „Andere“ von Ideologie propagiert, problematisiert Foucault genau diese Gegenüberstellung und thematisiert die für Wissenschaft stehenden Werte „Wahrheit“ und „Vernunft“. Er sieht in ih-

¹⁷ AutorInnenkollektiv Loukanikos and friends, Im Zweifel für den Zweifel? Eine Montage zu den Möglichkeiten linker Geschichtspolitik, in: *History is Unwritten* (wie Anm. 1), S. 6.

nen den Herrschaftsanspruch der bürgerlichen Klasse verkörpert. Foucault löst den Gegensatz Wahrheit / Ideologie auf und ersetzt den Ideologiebegriff durch einen Diskursbegriff, der die Komplexität dieser Denksysteme, die, sich auf Wahrheit und Vernunft beziehend, zu Herrschaft beitragen, erfassen soll. Der Diskursbegriff als Kernstück der Diskurstheorie nimmt Bezug auf ein bestimmtes Verständnis von Sprache: Gesellschaft wird analog zu Sprache als Zeichensystem verstanden, welches den Sinn erst produziert, der vorliegt, schon „da“ zu sein. Begriffe sind keine bloßen Worte, sondern stellen eine soziale Praxis dar. Ideologie als Diskursphänomen zu fassen, bedeutet demnach, sie weder auf Verhaltensmuster noch auf abgeleitete Ideen oder gar ein gezielt eingesetztes Herrschaftsinstrument zu reduzieren, sondern sie in ihrer spezifischen Materialität zu begreifen. Wahrheit und Vernunft selbst als Herrschaft konstituierende Praxen zu begreifen, ist somit ein Anknüpfungspunkt an wichtige Topoi des westlichen Marxismus, der es möglich macht, eine Weiterentwicklung dieser Denkrichtung voranzutreiben – und dabei keineswegs in einer postmodernen Beliebigkeit zu landen. Derrida selbst stellt den Ansatz der Dekonstruktion in einen marxistischen Kontext und betont, dass es darum gehe, den Gestus der Radikalität der Kritik weiter zu treiben.¹⁸

Sicherlich ist es kein Zufall, dass sich gerade minoritäre Bewegungen an den vermeintlichen politischen und gesellschaftlichen Rändern, wie etwa der Feminismus, poststrukturalistische Ansätze zu eigen gemacht und weiterentwickelt haben. Während hier in einer frühen, identitären Phase große Gegenerzählungen wie die vom Matriarchat noch eine zentrale Rolle gespielt haben, führte die Dekonstruktion von Geschlecht – auch so ein Mythos, der gemeinhin als geschichtsbildend angesehen wird – gerade nicht zu einer postmodernen Beliebigkeit, sondern zu einer radikalen Kritik an heteronormativen Vereindeutigungen. Die Kategorie Geschlecht wird durch ihre Dekonstruktion geöffnet und kann dadurch Gegenstand

¹⁸ Vgl. Jacques Derrida, *Marx' Gespenster. Der Staat der Schuld, die Trauerarbeit und die neue Internationale*, Frankfurt am Main 1995.

politischer Debatten werden, sie wird dem Vorgesellschaftlichen entrissen und wird diskutier- und schließlich veränderbar.

3. Materialabhängigkeit

Die Frage nach dem Wie der Beschädigung des Mythos stellt sich auch in formaler Hinsicht. Angesichts dessen, dass Mythen in Alltagspraktiken verankert sind, mit privat-familiären Stilisierungen korrespondieren, mit starken Emotionen besetzt sind und von jedem Talkshowgast, jeder LokalpolitikerIn angespielt werden können, erscheinen die Mittel der Aufklärung äußerst bescheiden: hier ein Sammelband, dort eine Polemik, hier eine Gegendemo, dort eine künstlerische Intervention. Aber eklatante Machtdifferenzen lassen die Frage nach der Form nicht obsolet werden, sondern schärfer hervortreten.

Geschichtsschreibung als Nationengeschichtsschreibung ist geleitet vom Motiv, dem Staatshandeln der Gegenwart eine Grundlage zu bieten, auf der es sich entfalten kann, die es nicht hemmt, sondern ihm Anknüpfungspunkte bietet. Aber die Nation kann über das Material nicht frei verfügen; seit dem frühen 19. Jahrhundert ist Geschichte Globalgeschichte, das heißt die jeweiligen Nationengeschichten sind mannigfaltig miteinander verschränkt. Hinzu kommt, dass die postfeudale Geschichtswissenschaft zwar über den Fluss der Mittel und der Stellen auf den ihr angesinnten Weg findet, ihn aber in diesem Rahmen selbst beschreiten muss. Das heißt, der akademische Betrieb liefert (in bescheidenem Maße) die Ansätze und Materialien für eine Kritik der Nationengeschichtsschreibung gleich mit. Die Rede davon, die Geschichte gegen den Strich bürsten, sie umstülpen und das Unterste zu oberst kehren zu wollen, partizipiert an der Materialabhängigkeit auch der herrschenden Geschichtsschreibung und kündigt von den Möglichkeiten der Archivbestände. *History is written* – nur deshalb kann man gegen ihre Formierung im Dienst der Nation anarbeiten, nur deswegen finden sich Anknüpfungspunkte für die Destruktion zentraler Mythen und Narrative.

Weitgehend undiskutiert ist allerdings die Form, die die Kritik annehmen kann und die Weise, wie sie ihre Darstellung gewinnt. Im bereits genannten Band *Ignoranz und Inszenierung* wird erstaunlich selbstverständlich ein Bezug auf Walter Benjamin entwickelt¹⁹ – erstaunlich, weil die akademische Historiografie in der Regel einen großen Bogen um Benjamin macht.²⁰

Für Benjamin ist das Verhältnis des Gewesenen zur Jetztzeit (aufgefasst als dialektisches Verhältnis von historischen Sachgehalten und philosophischen Wahrheitsgehalten) eine zentrale Erkenntniskategorie. Der vielfach zitierte Satz, „Die Geschichte ist Gegenstand einer Konstruktion, deren Ort nicht die homogene und leere Zeit sondern die von Jetztzeit erfüllte bildet“,²¹ ist nicht nur eine Absage an die Vorstellung linear verlaufender Zeit, die von der Masse der Fakten ausgefüllt ist, sondern benennt exakt den Modus, in dem Geschichte zum Erkenntnisgegenstand werden kann. Die Perspektive der Interpretation wird nicht von Allgemeinbegriffen oder Periodisierungen, sondern von aktuellen Interessen bestimmt (aus denen heraus auch eine Spezifikation der Methode betrieben wird). In der erkannten Zeit ist die sie erkennende Zeit zur Darstellung zu bringen in einer Art Überblendung verwandter Epochen. Um in seiner Zeit eine andere darzustellen, muss der Historiker oder die Historikerin im Sinne Benjamins das Vergangene anders reflektieren als es in seiner / ihrer Zeit möglich war, muss im Früheren Ansätze der Gegenwart erkennen, muss entfalten, was damals noch in der un-

¹⁹ Vgl. z. B. AutorInnenkollektiv Loukanikos, *Mythos und Nation* (wie Anm. 4). Vgl. Henning Fischer, *Dresden und Deutschland: Zweierlei Mythos*, in: Fischer u. a. (Hg.), *Ignoranz und Inszenierung* (wie Anm. 2), S. 32–59. Vgl. auch den Debattebeitrag von David Begrich: *Erzählung und Mythos*, in: *History is Unwritten* (wie Anm. 1), S. 14 f.

²⁰ Dieser große Bogen war auch auf der letzten Tagung der International Walter Benjamin Society im Dezember 2013 in Frankfurt am Main und Mannheim zu beobachten, die sich explizit aufgegeben hatte, Walter Benjamins Geschichtsverständnis zu erörtern. Vgl. Sebastian Sternthal, *Verpasste Chancen. Die Aufgabe der Kritik*, *diskus. Frankfurter Student_innenzeitschrift*, 1.14 (Juli 2014), S. 43–44.

²¹ Walter Benjamin, *Über den Begriff der Geschichte*, *Gesammelte Schriften* (im Folgenden: GS), Bd. I.2, Frankfurt am Main 1990, S. 691–704, hier S. 701.

aufgeklärten Form der Hoffnungen, Enttäuschungen, Phantasmagorien und Vorstellungen virulent gewesen ist und nun erst reflektiert werden kann.

Das Verhältnis des Späteren zum Früheren liegt in der Sache, wird aber erst im Zugriff erkennbar. Dieses verbindende Verhältnis ist nicht gegeben (ist nicht selbst historisches Faktum), es entsteht durch den Sprung. Dem ursprünglichen Geschichtsmoment eignet etwas Unvollendetes,²² Unabgeschlossenes. Die benjaminische Geschichtsarbeit besteht darin, aus der Vergangenheit das unabgeschlossene, der Gegenwart verwandte Faktum herauszusprengen. Daher die Absage an das Ideal kausaler Begründungen für den Geschichtsverlauf. Eine zusammenhängende, möglichst vollständige Erklärung zu geben, ist dieser Arbeitsweise nicht möglich.

Benjamin insistiert in verschiedener Weise auf der Produktivkraft der Diskontinuität zwischen Geschichtsbetrachtung und Betrachtetem. Intendiert ist das Aufspüren der nur in Form von Bruchstücken zugänglichen geschichtsprägenden Momente. Geschichtsschreibung in diesem Sinn liest Fragmente und konstellierte sie so, dass sie einen gesamten Prozess beleuchten. In dieser konstruktiven Arbeit (die sich wahrheitsrelativistische Implikationen nicht einhandelt, aber dafür Aspekte der Überprüfbarkeit ganz selbstverständlich unterläuft) sind Denkbilder, Allegorien, Tableaus als Bestandteil einer figurativen Geschichtsschreibung von zentraler Bedeutung: „Geschichte zerfällt in Bilder, nicht in Geschichten.“²³

Dieser Vorstellung von Zeit und Geschichte zu folgen, ist inspirierend. Weniger leicht ist es, sich diesem konstellativen Erkenntnisprozess anzuvertrauen und ihn in die politische Debatte einzubringen. Es hätte jedenfalls zur Folge, dass der kritischen Geschichtspolitik die Kritik nicht auf die gleiche Weise zur Verfügung stehen kann, wie der hegemonialen Geschichtsschreibung die Ge-

²² Ursprung meint nicht Entstehung, sondern „dem Werden und Vergehen Entspringendes“ (GS I.1, S. 226) – eine kryptische Sentenz. Jedenfalls gibt es ein Problem der Auswahl: In den nackten Fakten gibt sich das Ursprüngliche nicht zu erkennen, einzig der Doppeleinsicht steht es offen.

²³ Benjamin, GS V.1, S. 596.

schichte. Letztere baut sich mittels Kausalverknüpfungen ein Kontinuum, um geschlossene Erzählungen zu präsentieren (und mythische Erzählfiguren einzusetzen), erstere vermag ihre Erkenntnisse nur im Heraussprengen des Verwandten, also als Fragment zu gewinnen. Womit unter anderem die Erwartung nach einem für Genererzählungen (für linke Mythen) tauglichen Resultat in gewisser Weise unterlaufen wäre.

4. Was wird Gegenstand der Darstellung?

Mindestens ebenso wichtig wie die methodische Konstellation von Vergangenheit und Jetztzeit bei Benjamin ist die Erschließung des Unscheinbaren und Verworfenen, der Phantasmagorien, Mythen und Träume in einer mikrologischen Herangehensweise. Daher rührt sein Interesse an den von der Universalhistorie geschmähten Grenzfällen und Randphänomenen. Dass das Einzelne in sich die Miniatur des Ganzen trägt und in den unscheinbaren und abseitigen Phänomenen der Wahrheitsgehalt zum Durchbruch kommen kann, ist aus der Kunst- und Literaturtheorie übernommen. Dieses Verständnis, diese Herangehensweise hat Benjamin im Trauerspielbuch erarbeitet und sie sollte – anders – erarbeitet werden im *Passagenwerk*,²⁴ das heißt sie korrespondiert jeweils mit bestimmten Sachgehalten und Materialien, was eine Verallgemeinerung nur begrenzt zulässt. Das Material des Passagenprojekts umfasst eine in über dreißig thematische Konvolute gegliederte Sammlung von Fragmenten zur Erkenntnis- und Geschichtstheorie sowie zur Wirtschafts-, Stadt-, Architektur-, Sozial-, Sitten- und Literaturgeschichte. Deutlich wird hier, wie wesentlich neben dem spezifischen Verständnis von Vergangenheit und Jetztzeit das Material, seine Stellung und Textur ist. Auch bei weniger ambitionierten Projekten als dem *Passagenwerk* hat die Fokussierung auf das Detail und das Fragmentarische eine

²⁴ In der Sammlung zum *Passagenwerk* (vgl. GS V.1 und V.2) hat Benjamin grundlegende Kategorien entwickelt, um das Material zugänglich zu machen. Diese Schematisierung, dieses Bauplan ist hochkomplex. Vgl. auch die Einleitung des Herausgebers: V.1, S. 9–41.

methodologische Sprengkraft, die nicht hinter der mehrfach zitierten Kritik des linearen Verständnisses von Geschichte verschwinden sollte. Aus einem Zitat, in dem Benjamin betont, der Forscher habe nicht nur, „wie ein guter archäologischer Bericht“, die „Schichten“ anzugeben, „aus denen seine Fundobjekte stammen, sondern jene anderen vor allem, welche vorher zu durchstoßen waren“, ²⁵ folgert das AutorInnenkollektiv, die „Betonung der Gegenwart als Ausgangsort der Erkenntnis der Vergangenheit“ erhalte „somit eine entscheidende Bedeutung.“ ²⁶ In dem Zitat liegt der Akzent aber auf dem Gehalt des Forschungsberichts, mithin der Darstellung. Entscheidend ist, dass der Forscher, dem das Heute der Ausgangspunkt seiner Erkenntnis ist, nicht einfach durchgreift auf das Vergangene, sondern sich dorthin vorarbeitet und über das Dazwischenliegende, über das, was ihm Widerstand bietet, mindestens so genau Auskunft gibt, wie über die Beschaffenheit seines Fundes. Das meint hinsichtlich der Nationengeschichtsschreibung etwas anderes als die erneute Betonung der Wirkmacht des nationalen Mythos, es meint die Dokumentation einer konkreten Dekuvrierungsarbeit, ja die Präsentation des blockierenden „Gesteins“. Hier interessieren die Details des Arbeitsprozesses.

5. Die Frage: Wer?

Die Integration einst kritischer gedächtnispolitischer Ansätze scheint insbesondere im Hinblick auf die NS-Vergangenheit erfolgreich gewesen zu sein. Eine „staatlich institutionalisierte und regulierte ‚Gedenkstättenlandschaft‘ [ist] entstanden, die von historischer Diskontinuität und moralischer Läuterung zeugen soll. Eine ‚erwachsene Nation‘ (Gerhard Schröder) konstituiert und legitimiert sich hier gegen den Negativhorizont ‚totalitärer Vergangenheiten‘.“ ²⁷ Der Film ist gelaufen: „Seit 20 Jahren wird eine nationale Läuterungser-

²⁵ Walter Benjamin, Ausgraben und Erinnern, GS IV/1, S. 401.

²⁶ Autorenkollektiv Loukanikos, Mythos und Nation (wie Anm. 4), S. 21.

²⁷ Siebeck, „Ende der Geschichte“ (wie Anm. 7), S. 3.

zählung inszeniert, und nun sind wir beim Happy End.“²⁸ Gleichzeitig ist das Interesse der Linken an gedächtnispolitischen Fragen eher lau. Der schwindende Raum für Skandalisierungen, der integrative Sog, die inhaltliche Entwertung vormals kritischer Initiativen – diese Entwicklung hat dazu geführt, dass geschichtspolitische Themen in linken Zusammenhängen heute nicht allzu viel Interesse finden.

Die affektive Seite des Nationenmythos wird in großen Formaten bespielt: Sportgroßveranstaltungen, Public Viewing, TV-Dokudrama. Das in einer kritischen Intention zu analysieren, beeinträchtigt kaum seine Wirkmächtigkeit. Diese Wirkmacht determiniert „ein Spielfeld, auf dem gute Argumente allein nicht reichen, um Hegemonie zu brechen.“²⁹ Unter den Bedingungen einer autoritär verschulerten Universität und einer marginalen linken Öffentlichkeit stellt sich das Problem der Geschichtsschreibung nicht nur im Hinblick auf die Frage, wie die Destruktion, die Beschädigung des Mythos gelingen kann, sondern auch: Wer soll das machen? Wer arbeitet dagegen an? Nicht zufällig sind es einige Studierende nach ihrem Abschluss sowie DoktorandInnen, die in einer bestimmten Lebensphase akademische Praxis und kritische Perspektive verbinden. Bald darauf sind sie vollauf damit beschäftigt, einer Professorin, einem Professor den Rücken freizuhalten oder Stipendienanträge beziehungsweise Bewerbungen zu schreiben.³⁰ Wobei sie erneut erfahren, was sie bereits wussten: wie wenig der Betrieb kritisches Engagement schätzt. Enthusiastische, nicht akademisch lizenzierte HistorikerInnen, die dem abschätzigen Blick der Etablierten bereit sind zu trotzen, sind rar. Die Zahl mehr oder minder Situiertes, die unter oft materiell widrigen Umständen die bezeichnete Arbeit macht, ist klein. Es ist längst keine Frage der Einsicht in die Notwendigkeit

²⁸ AutorInnenkollektiv Loukanikos in Siebeck, Wir brauchen keine linken Mythen (wie Anm. 11), S. 10.

²⁹ AutorInnenkollektiv Loukanikos, Mythos und Nation (wie Anm. 4), S. 17 (mit Bezug auf Gramsci).

³⁰ Damit keine Missverständnisse aufkommen: Es geht um die Zwänge der Reproduktion, nicht um Charakterfragen.

allein – die sozialen Bedingungen kritischer Historik sind geschwunden.

Offenheit der Geschichte und Utopie

An die Erkenntnis, dass der Kapitalismus unablässig Widersprüche hervorbringt, knüpfte sich einst die Theorie, dass er ihnen in einer beschreibbaren (und antizipierbaren) Dynamik zum Opfer fällt. Geblieben ist davon nur das Kopfschütteln, dass es doch nicht sein kann, dass diese Widersprüche gar keine Sprengkraft haben, sondern immer nur die Kapitalverwertung auf neuer Stufe ermöglichen. Aus der einstmaligen Gewissheit ist eine verzweifelte Hoffnung geworden, aus der heraus dem jeweils jüngsten Desaster eine Spekulation über sein systemsprengendes Potenzial angeheftet wird (sympathisch in der unversöhnten Haltung, nervtötend in der Grundlosigkeit). Die Spekulationen vergehen und die Gewissheit wächst, das Grundproblem sei der Verlust eines gemeinsamen Horizonts der Linken, sei die fehlende Utopie. Jenes Un-Orts (wieder) habhaft zu werden, würde vielleicht endlich erlauben, Widerspruch und Strategie, Kritik und Wut zusammen zu führen. Eine Utopie würde die fragmentierte Unzufriedenheit ausrichten, Resignation und Zynismus überwinden helfen, so dass noch einmal ein Umschlag denkbar wäre. Soviel Zwecke werden dieser Utopie aufgehalst, dass sie funktioniert wie ein unentdeckter Kontinent, der an den heimischen Gestaden schon Begehrlichkeiten weckt, obwohl ihn noch niemand betreten hat: der Un-Ort als mentales Rückzugs- und Aufmarschgebiet. Derart zur Landnahme bereit, ist es nicht verwunderlich, dass der Blick, der auf die Geschichte fällt, ein strategischer ist. Sie wird in den Dienst genommen, wie sie derzeit der Nation zu dienen hat.

Wesentliches Moment des Mythos, so wurde postuliert, ist heute die Figur vom Ende der Geschichte.³¹ Dagegen gesetzt bedeutet „His-

³¹ Vgl. AutorInnenkollektiv Loukanikos, Mythos und Nation (wie Anm. 4), S. 10.

tory is unwritten“ zunächst: Die Geschichte ist offen, es gibt eine Zukunft, es braucht eine Utopie.

Allen Einforderungen und Aufrufen zum Trotz gibt es jedoch keine neue linke Utopie. Die doppelte Niederlage des Kommunismus (als Machtfaktor und moralisch) ist nicht durchdrungen worden. Auch die „kleinen Begriffe“, mit denen weiter hantiert wird – selbstbestimmt, kollektiv, radikal, emanzipatorisch –, sind im jeweiligen Verwendungskontext so problematisch wie ungeklärt. Grundlegender noch ist die Frage, ob es eine Utopie braucht. Das Ende der Geschichte fällt ihren Apologeten vor die Füße. Fortschritt wird heute nur noch als ambivalenter technischer (mikroelektronischer, biotechnologischer) Fortschritt wahrgenommen. Fortschritt im Sinn der Emanzipation des Menschengeschlechts ist mit dem Ende der Geschichte, dem Wegfall einer Alternative zum Kapitalismus, obsolet geworden. Diesen Mangel an Zukunftsvision (die Zukunft des Kapitalismus ist die platzende Blase) zu kompensieren, wollen sich Linke erneut anheischig machen? Warum, als grundlose Hoffnung? Als Gegengewicht zur Apokalyptik? Um ein bisschen Wärme in die Welt zu bringen?

Hier lohnt es, noch einmal auf Benjamin zurückzukommen. Er funktioniert zwar als Gewährsmann für die Offenheit der Geschichte, aber er hat keine Figur entwickelt, die die Zukunft als zu gestaltende ausweist. Unabhängig davon, dass die Bestimmung von Sprung / Sprengung als Attribute eines Eingreifens in die bloße Kontinuität der historischen, der profanen Zeit jeden Transfer in die heutige akademische Arbeitsweise problematisch macht, ist sie auch Bestandteil eines Messianismus, der auf die Erlösung vom Leidvollen und Verfehlten der Geschichte abhebt. Dieser Bezug auf Messianismus ist *strange* – man kann ihn jedoch nicht als eine Art Stilblüte weglassen und sich den Rest des benjaminischen Geschichtsverständnis aneignen, denn er ermöglicht den Verzicht auf Utopie. Die Bedingungen unter denen die „Thesen zum Begriff der Geschichte“ entstanden, waren bekanntermaßen verheerend: der Nazismus im Siegesrausch, die Sowjetunion mit ihm paktierend, Tsche-

choslowakei und Österreich kampflos annektiert, der Protagonist auf der Flucht. Nicht nur war ihm jede Hoffnung vergangen, auch erkannte Benjamin sehr genau, dass mit dem Sieg des Faschismus in Spanien, Italien und Deutschland und dem entfachten Weltkrieg das Fortschrittsmodell des Marxismus (Entwicklung der Produktivkräfte, parallel sich entfaltende Klassenkämpfe) obsolet geworden war. Er konstatierte die historische Niederlage, womit jede philosophisch begründete Erwartung hinfällig war. Wie richtig er damit lag, wissen wir heute. Vom teuer bezahlten Sieg über Nazideutschland hat sich die Sowjetunion noch einmal erholt, nicht aber der Kommunismus vom Verlust seiner geschichtsphilosophischen Grundlage, seiner Heilserwartung. Was wir nicht wissen: Mit welchen Begriffen Benjamin nach dem Krieg die nazistische Vernichtungspolitik ins geschichtliche Verhältnis gesetzt hätte. Dass es ihn zur Revision der Aussage, der Begriff des Fortschritts sei in der Idee der Katastrophe zu fundieren,³² gedrängt hätte, ist nicht eben wahrscheinlich.

Erlösung ist eine nicht strategifizierbare Kategorie. Man braucht sie, um in benjaminischer Manier vom Engel der Geschichte erzählen zu können. Dieser wird in die Zukunft geschleudert – „ein Sturm weht vom Paradiese her“³³ –, den Blick zurückgewendet auf den im Lauf der Geschichte stetig anwachsenden „Trümmerhaufen“. In diesem Bild ist kein Motiv enthalten, auf dass sich die Erwartung einer revolutionären Wende stützen könnte. Einzig das dem Engel attestierte (und immanent unerfüllbare) Verlangen, die Trümmer aufzurichten und die Wunden zu schließen, erhält das Moment des Nichtkommensurablen.

Der Kampf nährt sich aus dem Verlangen, die Toten aufzuwecken und den Siegern die Geschichte und damit die Verfügung über die Toten zu entreißen. Was wird, was werden kann, ist in einer mes-

³² Vgl. Benjamin, GS V.1, S. 592.

³³ „Aber ein Sturm weht vom Paradiese her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, daß der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist *dieser* Sturm.“ Benjamin, GS I.2, S. 697 f.

sianischen Figur dem Erlöser überlassen. Die Kraft, die den Engel der Geschichte von seiner Aufgabe fortreißt und in die Zukunft schleudert, ist blind.

Sich mit den so inspirierenden wie esoterischen Theoriefiguren Benjamins in praktischer Hinsicht gemein zu machen, ist nicht leicht. Vielleicht ist es möglich gerade in der Einsicht, dass man Geschichte heute grundlos schreibt: Ohne sie mit einem strategischen Zusammenhang, einer revolutionären Perspektive oder einem übergreifenden politischen Projekt verflechten zu können.

Jede politische Mobilisierung braucht ein Minimum an Sinnstiftung, an Ausrichtung auf einen besseren Zustand, eine andere Welt. Das ist nicht dumm, sondern unabdingbar – anders entfacht sich kein Funke gemeinsamen Aufbegehrens, kein Moment der Bewegung. Der Kurzschluss von diesem mobilisierenden Gefühl zur Hoffnung auf Erlösung verbietet sich aus naheliegenden Gründen. Also gibt es keinen Übergang zwischen einer in der Empathie gegenüber den Vergessenen und Gemordeten fundierten Geschichtsschreibung und den Sinnstiftungsinteressen diverser, allemal legitimer Mobilisierungen. Die Aporie gilt es auszuhalten. Sie ist allerdings nicht steril, sondern verweist auf das Problem, die Befreiung des Menschen zu denken. Damit muss man sich wohl noch etwas aufhalten.

(Für Kritik gedankt sei Jana, Johannes und Johnny.)